

DAS TULKUSYSTEM

– ein Stück tibetische Identität

von Egbert Asshauer



Fotos: Sigrun Asshauer

Drei Tulkus: Ling Rinpoche, Yangdrol Yeshe Rinpoche und Gomo Rinpoche

Das Tulkusystem ging im 13. Jahrhundert aus dem tibetischen Buddhismus hervor. Egbert Asshauer beschreibt seine Entstehungsgeschichte, das Prozedere rund um die Suche und Bestimmung der Kandidaten sowie die Bedeutung der Tulkus heute.

Westler lieben Rinpoches, also Tulkus, weil sie so perfekt den Mythos Tibet verkörpern, und Rinpoches lieben Westler, weil diese ihnen das Geld geben, das ihre Klöster daheim so dringend brauchen. Aber auch die Tibeter lieben ihre Tulkus – warum ist das so?

In Tibet entstand das Tulkusystem erst im 13. Jahrhundert. Es gab vorher bei den Nyingmapas eine Andeutung davon insofern, als die „Schatzfinder“ (Tertöns) gewisse Linien hatten, die aber in unregelmäßigen Zeitabständen reinkarnierten: Padmasambhava hatte im 8. Jahrhundert vorhergesagt, dass seine engsten Schüler wiedergeboren werden würden mit der Kraft, sich an ihre vergangenen Leben zu erinnern und mit dem visionären Wissen, wo er, Padmasambhava, Schätze (Terma) bzw. Schatztexte versteckt hatte. Mit dem Verstecken wichtiger Schriften hatte er zweifellos recht, denn auf seinen Tod folgten 200 Jahre religiöser Finsternis in Tibet. Der erste Tertön, von dem die Geschichte berichtet, war Sangye Lama, der 1080 im Alter von etwa 80 Jahren starb. 1288 erkannte der große Yogi Orgyenpa Rinchen Pal (1230-1309) in einem Kind die Reinkarnation seines

Meisters Karma Pakši (1204-1283), des 2. Karmapa. Dieser war der erste offizielle Tulku in der tibetischen Geschichte. Karma Pakši selbst hat sich im Alter von 15 Jahren erinnert, dass er die Reinkarnation des ersten Karmapa war. Von da an besteht bei den Karmapas die Tradition, dass die meisten von ihnen einen Brief hinterlassen haben, in dem Name und Geburtsort ihrer Reinkarnation und der Name der Eltern angegeben werden. Die förmliche Inthronisation eines Tulkus ist seit 1450 bekannt: Damals wurde der 2. Tai Situ vom 6. Karmapa inthronisiert. Seither ist dieses Ritual fester Bestandteil des Tulku-Systems.

Viele große Klöster mit Tausenden von Mönchen vor allem im Osten Tibets sind in politisch sehr unruhigen Zeiten entstanden und waren oft Gründungen reicher, einflussreicher Familien, wie das auch bei uns bis ins Mittelalter der Fall war. Ein Mitglied des Clans wurde das spirituelle Oberhaupt des Klosters, sein Bruder oder ein anderer Verwandter übernahm die Administration. Dessen Sohn wurde dann wiederum der Nachfolger des spirituellen Oberhauptes.

Damals konnte sich die Abhängigkeit eines Klosters von einer feudalen Familie fatal auswirken. Ging ein Clan unter, wurde auch das Kloster mit in den Abgrund gerissen. Nachdem sich das Tulku-System entwickelt hatte, änderte sich das, denn jetzt trat an die Spitze jedes Klosters ein Tulku („inkarnierter Lama“), dessen Reinkarnation dann jeweils sein Nachfolger als Oberhaupt

des Klosters wurde. Neben dem inkarnierten Lama an der Spitze gab es in großen Klöstern noch Dutzende, ja Hunderte weitere Tulkus, die nur von diesem oder einem nahegelegenen kleineren Kloster anerkannt waren. In Kumbum, dem berühmten Kloster im Nordosten Tibets, lebten noch in den 40er Jahren 200 Tulkus.

Zu sehr großen Klöstern gehörten Tausende Quadratkilometer Land mit weit verstreuten kleinen Dörfern, Herden mit Tausenden Stück Vieh und ebenso vielen Leibeigenen. Der inkarnierte Lama war der Herr über Land, Vieh und Menschen. Sein gesamter Besitz wurde in einem eigenen „Lama-Haushalt“ (Labrang) zusammengefasst und professionell von einem eigenen Verwalter bzw. Schatzmeister (Chandsö) überwacht. Dieser leitete die Suche nach der Reinkarnation ein, wenn der Lama verstorben war. Er wird vor allem in politisch unsicheren Zeiten daran interessiert gewesen sein, dass die Reinkarnation aus einer einflussreichen Familie kam. Im Osten Tibets soll es blutige Kämpfe gegeben haben, wenn der Platz des Thronhalters eines der dortigen riesigen Klöster frei geworden war.

Ließ andererseits der neue Thronhalter in kleineren Klöstern auf sich warten, konnte das üble Folgen für die Mönche haben, weil dann die Spenden der Gläubigen nicht mehr so reichlich flossen. Dann konnte es sein, dass einer Familie ein neuer Tulku schon einmal „abgekauft“ wurde, zum Beispiel zum Preis von 360 Kilogramm Tee. Die Eltern eines Tulkus hatten in der Regel ausgesorgt, denn das Kloster kümmerte sich fortan um ihren Lebensunterhalt.

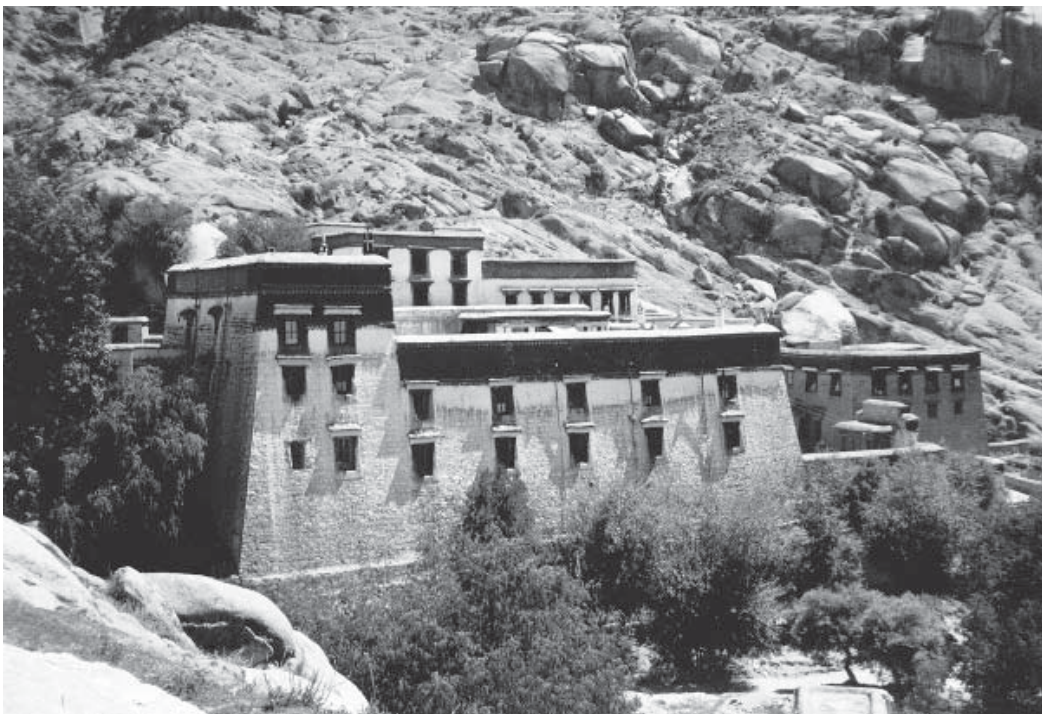
Die Tulkus hatten schon wegen der wirtschaftlichen Bedeutung ihrer Klöster auch großen politischen Einfluss in ihrer Region. Anfang des letzten Jahrhunderts waren 42 Prozent des Grundeigentums im Besitz der

Klöster. Daran hat sich wahrscheinlich bis 1959 nichts Wesentliches geändert. Sollte Tibet wieder frei werden, dann ist eine Wiederherstellung dieser Besitzverhältnisse außerhalb jeder Betrachtung.

Richtige und falsche Tulkus

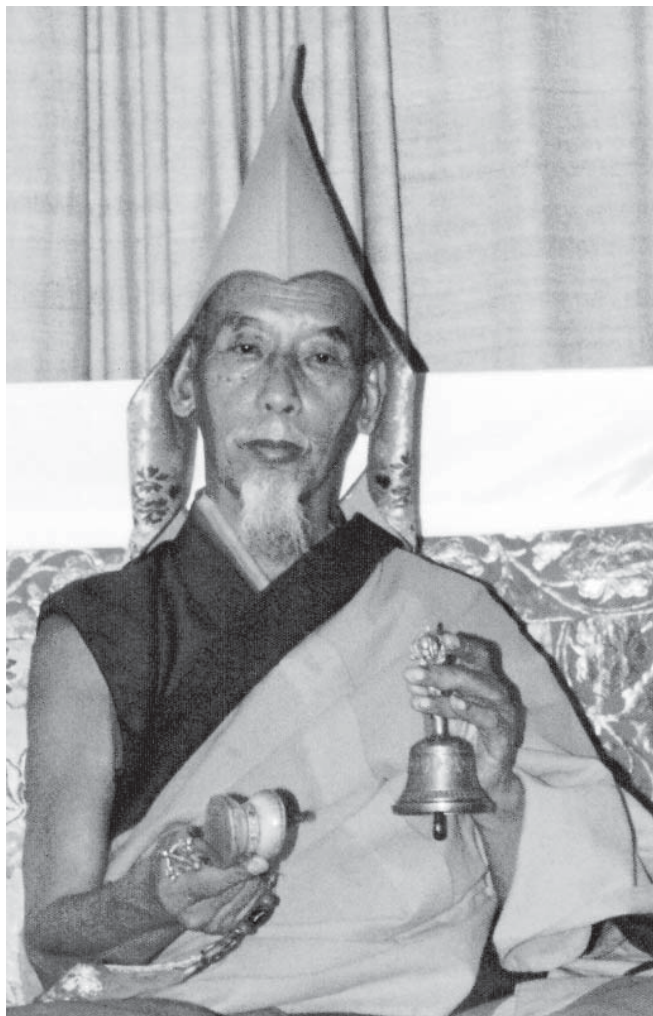
In Tibet gab es viele Tulkus: Niemand weiß genau, wie viele, genauso wie niemand weiß, wie viele Klöster es eigentlich gegeben hat. Es ist oft von 6000 zerstörten Klöstern und Baudenkmalern die Rede. Wenn man von nur 3000 Klöstern ausgeht, eine Zahl, die mir einmal ein sehr hoher Lama genannt hat, und unterstellt, dass die meisten von ihnen einen inkarnierten Lama als Oberhaupt hatten, müsste es rund 3000 Tulkus gegeben haben. Dazu kommen die Tulkus, die kein eigenes Kloster hatten.

Tulkus gelten als die irdische Manifestation des Buddha, als Nirmānakāya, und es gibt Reinkarnationen von Buddhas, Bodhisattvas und verwirklichten Meistern, die eine völlige Kontrolle über Zeit, Ort und Form ihrer Wiedergeburt erlangt haben. Neben aus Sicht tibetischer Lamas seltenen Reinkarnationen erleuchteter Meister gibt es Tulkus, die man „Yangsi“ nennt, das tibetische Wort für Wiedergeburt. Yangsis sind besonders begabt, und die Tulkuerziehung bringt ihre besten Qualitäten hervor, aber sie hatten in ihrer vorigen Inkarnation nicht die geistige Kraft, Ort und Zeit ihrer Wiedergeburt selbst zu bestimmen. Als Yangsi werden manchmal auch solche Tulkus bezeichnet, die sich nur in menschlicher Form reinkarnieren können, nicht in anderen Welten oder Daseinsbereichen. Manche Tulkus sind eingesetzt worden, um einen leeren Platz in einer Linie auszufüllen. Das sind dann „falsche“ Tulkus – aber wer kann das schon prüfen?



Die Kontinuität vieler Klöster hing von den reinkarnierten Lamas ab.

Archiv TZ



Archiv TZ

Wenn sie eine hervorragende Ausbildung genossen haben wie damals Song Rinpoche, sind Tulkus wichtige Bewahrer des tibetischen Buddhismus.

„Was geht von einem Leben ins andere“, fragte ich einmal Bokar Rinpoche, „was Sie Bewusstseinkontinuum nennen, was ist das?“ „Wenn wir sterben, zerfällt unser Körper. Das, wodurch wir Leid und Glück erfahren, verschwindet nicht mit dem Körper, sondern dauert an. Es muss in der Vergangenheit bestanden haben. Auch wenn wir keine Erinnerung daran haben, so gibt es doch Hinweise, dass es eine Vergangenheit für diese Erfahrung geben muss. Wie wir Leid und Glück erfahren, das ist so individuell, dass es dafür keine andere Erklärung gibt, als dass dies eine Gewohnheit ist, die nicht erst in diesem Leben entstanden ist. Und wenn wir zurückblicken, dann sind uns manche Dinge so klar, dass man nur sagen kann, dass es mentale Gewohnheiten sind, die wir in der Vergangenheit aufgebaut haben. Und irgendwie müssen sie herübergebracht worden sein, irgendetwas muss sie tragen. Sie können diesen Träger Bewusstsein nennen oder Träger der Gewohnheiten.“

Gelegentlich weisen mehrere Kandidaten, die als Reinkarnation eines verstorbenen Tulku in Betracht kommen, die gleichen Zeichen auf: Das sind Tulpas, gleichzeitige Manifestationen eines einzigen Buddha-Bewusst-

seins. In dem Film „Little Buddha“ ist diese Konstellation, die in der Nyingma-Tradition häufig ist, dargestellt worden. In den anderen Traditionen hat in solchen Fällen gewöhnlich ein hoher Lama die letzte Entscheidung gehabt: Man hat einen genommen und die anderen vergessen. Eine Ausnahme gab es bei den Panchen Lamas, bei denen etwaige nicht berücksichtigte Kandidaten als Tulkus anerkannt wurden und eine eigene Linie gründen konnten.

In unserer Zeit haben wir ein ähnliches Beispiel bei den zwei Karmapas: Philosophisch könnte man ihre Existenz ganz einfach dadurch erklären, dass man sie als Tulpas der gleichen Bewusstseinsquelle ansieht, als zwei Wesen von einer Natur. Das wird aber aus historischen und religionspolitischen Gründen verhindert, zu denen auch der Zugriff auf das immense Vermögen der Karmapas gehört.

Ein Tulpa manifestiert sich, indem sich der individuelle Bewusstseinsstrom eines spirituell weit fortgeschrittenen Meisters auf der Ebene des Sambhogakāya in drei Aspekte teilt und dann in seiner irdischen Manifestation jeweils dessen Körper, Rede und Geist repräsentiert. Der Sambhogakāya oder Körper des Vollkommenen Erfreuens ist der subtilere der beiden formhaften Körper eines Buddha; der gröbere heißt Nirmānakāya. Der Meister muss für diese Art der Aussendung von drei Emanationen mindestens den Pfad des Sehens auf dem Weg eines Bodhisattva und damit die geistige Kraft erreicht haben, seine nächste Wiedergeburt kontrollieren zu können. Eine Teilung in fünf Aspekte, nämlich zusätzlich der „Qualität“ und der „Aktivität“ eines individuellen Bewusstseins, ist ebenfalls möglich. Solche Reinkarnationen kennen sich oft untereinander und sterben zu verschiedenen Zeiten.

Ein Thukse kann der Sohn eines verwirklichten Lamas sein – die Mutter muss eine Dākinī sein – oder ein Schüler, der dem Herzen oder Geist des Lama nahe steht, ein „Herzenssohn“. Es gibt meines Wissens keinen anerkannten weiblichen Thukse. Solche Tulkus haben in einer nicht näher zu definierenden Weise Teil am Bewusstseinsstrom ihres Vaters oder Lehrers. Man sieht, es ist kein einfaches System, in dem immer auch Täuschungen – absichtlich oder nicht – möglich gewesen sind.

In Tibet gab es ein Amt speziell für Tulkus. Auch in Dharamsala gibt es ein Amt der tibetischen Exilregierung, das für die Tulkus zuständig ist, aber nur für die „Tsogchen Tulkus“ der drei Gelug-Universitäten. Das sind Tulkus, die von allen Abteilungen des jeweiligen Klosters anerkannt werden. Ihr Titel muss bei der Regierung beantragt werden und erlischt mit dem Tod des Trägers. In Dharamsala liegen keine Unterlagen über die Zahl der Tulkus im Exil vor; man weiß nur, dass sie in den letzten Jahren zugenommen hat.

Die Schätzungen, wie viele Tulkus es heute gibt, gehen weit auseinander: Es mögen um die 500 sein. Wenn Penor Rinpoche, das Oberhaupt der Nyingma-Traditi-

on, im Internet schreibt, dass er bereits mit zehn Jahren den ersten Tulku erkannt habe und seither Hunderte, dann zweifelt man natürlich nicht an seiner Fähigkeit, das zu tun, aber an dem Sinn des Ganzen. Und der Abt des Klosters Tsurphu, Stammkloster der Karma Kagyüs in Tibet, meinte 1992 in einem Interview, dass der Tai Situ Rinpoche 1991 allein in Tibet 160 Tulkus gefunden und bestätigt habe: Sind das alles Bodhisattvas auf dem Pfad des Sehens? Oder nicht doch eher einfach nur Yangsi oder gar falsche Tulkus, die einen leer gewordenen Platz besetzen?

Die Suche nach der Reinkarnation

Wie entsteht eine Tulkulinie? Der erste in der Linie ist gewöhnlich ein Abt oder ein berühmter Lehrer. Stirbt er, bitten die Schüler einen hohen Lama wie Seine Heiligkeit den Dalai Lama um eine Weissagung. Oft gibt es zwei Zählweisen für eine Tulkulinie, die weit in die Vergangenheit zurückgeht, nicht selten bis in die Zeiten des Buddha, und eine andere, die alle Vorgänger umfasst, die den eigentlichen Liniennamen tragen. So gibt es beispielsweise auch für den 14. Dalai Lama eine andere Linie, in der er die 74. Manifestation ist. Sie reicht bis zu einem brahmanischen Kind zurück, das in der Zeit Buddhas lebte. In diese eher legendären Linien werden auch Meister aufgenommen, die in der Zeit der ersten Verbreitung des Buddhismus in Tibet gelebt haben oder im 11. Jahrhundert, der Zeit der späten Ausbreitung der Lehre.

Das Prinzip der Suche nach einer Reinkarnation ist einfach: Wenn ein Tulku verstorben ist, wenden sich der Chandsö seines Labrang, die verantwortlichen Mönche seines Klosters oder seine Schüler an einen hohen Lama und bitten ihn, die Reinkarnation zu suchen. Bei den Gelugpas lag die Suche im Exil in der Regel in den Händen von Kyabje Trijang Rinpoche oder des Dalai Lama selbst; bei den anderen Traditionen übernimmt meist der Thronhalter diese Aufgabe. Die bestätigenden Lamas haben gewöhnlich Träume oder Visionen, sie befragen manchmal Orakel und machen eine „Mo“ (Weissagung). In Tibet wurden häufig vorher oder gleichzeitig bekannte Lamas aus der gleichen Region und örtliche Orakel konsultiert und Träume sowie Visionen meist alter Frauen mit medialer Begabung als Hinweise benutzt. Auch bestimmte Zeichen beim Tod des Vorgängers werden in Betracht gezogen, wie Hinweise von Seiten des Kindes selbst. Der erkennende Lama muss natürlich die gleiche geistige Kraft haben wie der verstorbene Tulku.

Als Kyabje Thuksey Rinpoche (1916-1983) starb, der dem Dalai Lama sehr nahe gestanden hatte, baten seine Schüler das Oberhaupt der Drukpa-Tradition, einer Unterschule der Kagyüpas, seine Reinkarnation zu finden. Er, der Drukchen war selbst Schüler des Verstorbenen gewesen. So taten sie sich beide zusammen, der Dalai

Lama und der Drukchen. Es dauerte drei Jahre. Schließlich trafen sich die beiden Lamas in einer Klaustr-Höhle in Ladakh, in der Nähe des Klosters Hemis und meditierten gemeinsam. Dann schrieben beide, jeder für sich, den Namen der Reinkarnation nieder: Beide hatten den gleichen Namen – es war ein Kind aus einer Nomadenfamilie. Das war die endgültige Entscheidung.

Bei den Gelugpas werden Suchkommissionen eingesetzt. Sie sammeln Informationen über Kinder mit besonderen Zeichen, die in einem vorgegebenen Zeitraum und in einer bestimmten Region geboren wurden und befragen diskret deren Umgebung. Dann wird eine Liste möglicher Kandidaten aufgestellt. Sie kann, wie bei der Suche nach den Inkarnationen der beiden Tutoren des 14. Dalai Lama, über 500 Kandidaten umfassen, die auf verschiedene Weise, auch durch Divinationen, immer weiter eingegrenzt werden. Nur die letzten zwei oder drei Kandidaten werden regelrecht geprüft.

Die Kommission erscheint unangemeldet im Haus des jungen Kandidaten. Dem Kind werden Objekte aus dem Besitz des Verstorbenen vorgelegt. Diese werden mit ähnlichen, neuen Objekten gemischt. Wer ohne Zögern nach den Besitztümern des verstorbenen Lamas greift, hat schon fast gewonnen, und wenn ein Kind einzelne Mitglieder der Kommission beim Namen nennen kann, dann gibt es keinen Zweifel mehr, das richtige Kind gefunden zu haben. Es muss nur noch vom Dalai Lama oder einem anderen hohen Lama bestätigt werden.

Der ganze Prozess der Suche und Auffindung kann, wenn er einmal eingeleitet worden ist, sehr schnell gehen. Manchmal wird die Reinkarnation schon im Mutterleib von dem suchenden Lama erkannt, meistens zieht er sich über drei bis fünf Jahre hin. Dieses Alter ist vor allem für die Prüfung eines Kindes bei den Gelugpas wichtig, weil die Kinder dann schon sprechen und sich mitunter noch an ihre vorige Existenz erinnern können. Einige Tulkus berichten in der Tat, dass sie sich als kleine Kinder sehr genau an ihr Vorleben erinnern konnten.

Erinnerungen an Ereignisse oder Personen aus der vorigen Existenz sind in späterem Alter selten, kommen aber vor: „Wenn heute alte Mönche aus Tibet zu mir kommen, die engen Kontakt mit meinem Vorgänger hatten,“ erzählte mir die Reinkarnation von Kyabje Ling Rinpoche, der 1985 geboren wurde, „dann kann ich sie manchmal beim Namen nennen, obwohl ich sie nie zuvor gesehen habe. Ich denke, das ist ganz natürlich für einen Tulku.“ Die Mehrheit der von mir befragten jungen Tulkus dürfte diese Meinung nicht teilen, da sie sich an gar nichts erinnern konnten.

Wenn die Kinder älter als etwa fünf Jahre sind, haben sie in der Regel keine Erinnerung mehr an ihr Vorleben. In solchen Fällen wird natürlich auch bei den Gelugpas keine Suchkommission eingesetzt, sondern der Dalai Lama trifft die Entscheidung allein, auch wenn es mehrere Kandidaten gibt. Nach ihrer Auffindung werden die

jungen Tulkus sofort in ihren jeweiligen Klöstern feierlich inthronisiert, bleiben aber dann je nach Alter und familiären Umständen oft noch zu Hause und kommen erst mit sechs Jahren in ihr Kloster. Es gibt dafür keine feste Regel. Erst jetzt beginnt die eigentliche Erziehung. Bis zum Alter von zehn Jahren etwa lernt ein Tulku das, was wir in der Grundschule lernen. Sobald sie lesen können, fangen sie an, die großen Schriften, die sie später im Einzelnen studieren werden, auswendig zu lernen. Daneben werden die Kinder in den Ritualen unterwiesen, die sie als Tulkus ausüben. Mit etwa zwölf Jahren beginnen die Tulkus mit dem Studium der Philosophie, dessen Länge in den Klosteruniversitäten der verschiedenen Traditionen unterschiedlich ist.

Das Leben in den Dienst der anderen stellen

Die jungen Tulkus wachsen ziemlich isoliert auf. Sie haben auch als Kinder kaum Zeit zum Spielen und wenn sie einmal in die Klosterdisziplin eingebunden sind, kaum noch Gelegenheit zu irgendwelchen Kontakten nach außen. Nur wenn ihre Vorgänger sehr berühmt im Westen waren und dort viele Zentren gegründet haben, reisen sie gelegentlich ins Ausland. In ihrem eigenen Labrang werden sie mit äußerster Sorgfalt behütet und erzogen und haben neben ihren eigentlichen Erziehern noch Diener, einen eigenen Koch und natürlich Privatlehrer: Das gilt allerdings nur für hochrangige Tulkus.

Dutzende Tulkus, die ich über zwei Jahre hinweg interviewte, machten in keiner Weise den Eindruck, emotional verkümmert zu sein, gehemmt oder gar neurotisch. Alle sagten klipp und klar, dass sie ihre Eltern wenig oder gar nicht vermissen: Die Eltern können einmal im Jahr zu Besuch kommen, oder die Rinpoches fahren gelegentlich auch nach Hause. Wenn man miterlebt, mit welcher Liebe die Betreuer über ihre jungen Rinpoches wachen, kann man kaum bezweifeln, dass sie ein vollwertiges Zuhause im Kloster haben.

Der Respekt, mit dem junge Tulkus von ihrer Umgebung behandelt werden, ist für uns, die wir an andere Umgangsformen gewöhnt sind, erstaunlich. So, wenn tibetische Übersetzer einen Zipfel ihrer Robe beim Sprechen vor den Mund halten, um den Tulku nicht mit ihrem Atem zu verunreinigen. Ich musste sie oft auffordern, lauter zu sprechen, weil sie in der Gegenwart eines ranghohen Tulkus, egal wie jung er war, fast nur flüsteren. Das Geschirr eines Tulkus darf nur er selbst benutzen, es wird separat abgewaschen. Das gleiche gilt für seine Wäsche.

Natürlich hatten und haben nur verhältnismäßig wenige Tulkus einen wirklich herausragenden Status: In den Großklöstern der Gelugpas im Süden Indiens sind es nicht mehr als ein Dutzend, die über einen eigenen Haushalt verfügen. Heute beziehen die jungen Tulkus

ihr Ansehen nicht aus ihrer wirtschaftlichen Situation, sondern aus dem Status ihres Vorgängers und seiner spirituellen Verwirklichung. Fast alle haben einen einfachen sozialen Hintergrund: Sie sind die Kinder von kleinen Händlern oder Teppichwebern, selten kommen sie aus wohlhabenden Familien. Aber es ist auffallend, wie viele der älteren hohen Lamas und Tulkus mit Mitgliedern der auch im Exil immer noch sehr einflussreichen ehemaligen Oberschicht verwandt sind.

Es gibt nur wenige anerkannte westliche Tulkus. Authentisch ist die Reinkarnation von Lama Yeshe. Penor Rinpoche, das Oberhaupt der Nyingma Tradition, hat 1997 einen seiner westlichen Schüler, den amerikanischen Schauspieler Stephen Seagal als Tulku erkannt. Mr. Seagal wurde aber niemals inthronisiert, weil er weder die Ausbildung eines Tulkus hat, noch die Einweihung in bestimmte Lehren und Praktiken. Solche Tulkus sind, so wurde mir gesagt, eigentlich nutzlos, weil sie Funktionen und Aktivitäten, die in Verbindung mit einer bestimmten Tulkulinie stehen, nicht ausüben können.

Drei Tulkus bedeutender tibetischer Meister: Ling Rinpoche, Trijang Rinpoche und Song Rinpoche (von links nach rechts).



Archiv TZ

Es gab und gibt nur wenige weibliche Tulkus bei den Tibetern; ich kenne nur zwei. So können buddhistische Frauen vor allem im emanzipierten Westen nur weiter darauf hoffen, dass sich ein großer tibetischer Meister irgendwann einmal entschließt, als Frau im Westen wiedergeboren zu werden, wenn und weil er die Lehre Buddhas wirkungsvoller verbreiten kann als ein Mann: Tibetische Eltern achten nur bei ihren Jungen darauf, ob sie irgendwelche außergewöhnlichen Zeichen haben, und die Mönche, welche die Reinkarnationen ihrer Lehrer suchen – wie zum Beispiel nach dem Tod der Tutores Seiner Heiligkeit des Dalai Lama –, fahnden offiziell nur nach Jungen eines bestimmten Alters.

In dem alten System wusste man, von 100 Tulkus wurden 100 gut: Ein Tulku ist dazu bestimmt, sein Leben für alle Lebewesen zu opfern. Er hat kein eigenes Leben. Und er stellte nie in Frage, ob das richtig oder falsch ist. Während einer solchen Erziehung wurde seine Persönlichkeit auseinander genommen und so wieder zusammengesetzt, wie sie eben bei einem Tulku sein soll. Dann war er frei. Heutzutage ist allerdings diese Art der Erziehung schwieriger auszuführen. Tulkus sind sich bewusst, dass sie nicht automatisch erleuchtet werden, nur weil sie ein Tulku sind, der in einer spirituellen Kontinuität lebt. Sie wissen, dass ihr geistiges Fortschreiten nur von ihren eigenen Bemühungen abhängt.

Dem Westen gegenüber scheint die Haltung der Tulkus zwiespalten. In westlichen Fächern werden sie nicht ausgebildet, weil es dafür keine Lehrer gibt. Nur wenige der Rinpoches haben einen eigenen Computer, mit dem sie gewöhnlich Sprachen lernen: Ich sehe aber an den Emails der jungen Tulkus, dass sie jetzt offensichtlich in örtlichen Internet-Cafes surfen und chatten. Im Übrigen finden sie, dass die traditionelle Art des Auswendiglernens besser sei, weil das Gelernte so besser im Geiste haften bleibe. Aber alle sind sich darin einig, dass die Zukunft des Buddhismus im Westen entschieden wird und dass dort viele gute Dharmalehrer gebraucht werden. Die Frage ist nur, welche Ausbildung diese Lehrer haben sollten, um mit ihren Schülern, die einen so

andersartigen kulturellen Hintergrund haben, kommunizieren zu können.

Die Tulkus mögen nicht mehr unbedingt das Rückgrat der Lehre sein, denn es gibt heute so viele gut ausgebildete Geshes wie nie zuvor. Aber sie sind die Träger der religiösen Tradition und damit der Identität der Tibeter. Das politische System Tibets mag verrotten gewesen sein, die Klöster haben nur zu oft gegeneinander intrigiert, und es gab und gibt schlechte Tulkus: Das alles ist wahr, aber es ist nicht entscheidend. Entscheidend ist allein das Wissen um eine andere geistige Realität, die wir im Westen oft genug geradezu leugnen: Das tantrische Wissen ist ein Geheimnis, und die Träger dieses Geheimnisses sind in erster Linie die Tulkus. Wir brauchen sie als Vorbilder und als Helfer, wenn wir denn unseren Geist, unsere Buddhanatur entwickeln wollen. Sie personifizieren das Ziel dieses langen und mühseligen Weges: die Erleuchtung.



Sigrun Asshauer

Dr. Asshauer arbeitete bis 1998 als niedergelassener Internist. Heute lebt und arbeitet er zeitweise in Indien und schreibt u.a. über das Leben tibetischer Meister und Tulkus. Das Bild zeigt ihn mit einem seiner vielen Gesprächspartner, Bokar Rinpoche.

Literatur zum Thema Tulkus

- Asshauer, Egbert: *Tulkus – Das Geheimnis der lebenden Buddhas*. Verlag Herder, Freiburg 2000
- Asshauer, Egbert: *Tulkus – die Großen Meister Tibets*. Mit einem Vorwort des Dalai Lama. Aquamarin Verlag, Grafing 2002
- Bärlocher, Daniel: *Testimonies of Tibetan Tulkus*. 2 Bde, Tibet Institut Rikon 1982
- Jamgon Kongtrul Lodrö Taye: *Enthronement. The Recognition of the Reincarnate Masters of Tibet and the Himalayas*. Ithaca, N.Y. 1997
- Mackenzie, Vickie: *Die Wiedergeburt*. Diamant Verlag, Arnstorf 1994
- Mackenzie, Vickie: *Im Westen wiedergeboren*. Diamant Verlag, Arnstorf 1996